

Bascha Mika, Arnd Festerling (Hg.)
Was ist gerecht?

Bascha Mika
Arnd Festerling (Hg.)

Was ist gerecht?

Argumente für eine bessere Gesellschaft

SOCIETÄTS
VERLAG

2. Auflage

Alle Rechte vorbehalten • Societäts-Verlag

© 2015 Frankfurter Societäts-Medien GmbH

Satz: Julia Desch, Societäts-Verlag

Umschlaggestaltung: Julia Desch, Societäts-Verlag

Umschlagabbildungen: © Gary Waters/Getty

Redaktion: Sabine Hamacher, Daniel Baumann,

Kai Kämpfer, Viktor Funk

Druck und Verarbeitung: CPI Moravia Books s.r.o.

Printed in EU 2015

ISBN 978-3-95542-154-0

Inhaltsverzeichnis

Vorwort..... 6

I. Der (un-)gerechte Mensch 9 – 36

Der Mensch ist nicht des Menschen Wolf – dessen sind sich Neurologen und Psychologen sicher. Aber ob er sich für andere einsetzt, hängt von seiner sozialen Prägung und den Lebensumständen ab. Und so widersprüchlich es klingt: Auch Diktatoren sind manchmal vom Wunsch nach Gerechtigkeit getrieben.

II. Wie wir leben 37 – 184

Der Kapitalismus hat vielen Menschen Wohlstand gebracht. Doch die Kosten sind hoch. Zu hoch. Die einen werden immer reicher, die anderen fallen zurück. Auf Dauer zerstört das unsere Lebensgrundlage, die Demokratie – wer arm ist, hat politisch keine Stimme.

III. Wie wir leben wollen 185 – 245

Es mangelt nicht an Ideen, die Gesellschaft fairer, friedlicher und glücklicher zu machen. Allein der politische Wille der Regierenden fehlt. Also müssen die Bürger ran. Sie müssen Veränderungen von ihren Vertretern einfordern. Im Kleinen können sie die Welt aber schon täglich selbst verbessern.

Herausgeber 246

Autoren 247

Vorwort

Haben wir etwas verlernt? Ist uns das Selbstverständliche abhandengekommen? Oder sind urkonservative Werte wie Gerechtigkeit, Solidarität, und Respekt einfach überholt? Man könnte es bisweilen glauben. Da werden Hungerlöhne verteidigt, von denen niemand leben kann. Da werden riesige Vermögen gerechtfertigt, während in der gleichen Gesellschaft zu wenig Geld für die Ärmsten da ist. Da sind die Chancen auf Bildung und Teilhabe dramatisch ungleich verteilt. Und wer nur flüchtig hinschaut, kann glauben, dass es niemanden kümmert.

Das aber ist falsch: In Umfragen geben viele Menschen an, dass für sie Gerechtigkeit und Solidarität wichtige Werte sind. Denn eine gerechte, solidarische Welt ist keine Träumerei blauäugiger Linker. Sie ist uns in gewisser Weise in die Wiege gelegt, wie wir im ersten Teil dieses Buches zeigen. Und es ist gut, wenn wir uns das bewusst machen.

Eine Gesellschaft, die den sozialen Ausgleich nicht mehr sucht, verarmt. Sie nimmt Menschen Chancen: auf eine eigene Existenz, auf ein gelungenes Leben – und beraubt sie so ihrer Zukunft. Eine Gesellschaft, die einigen wenigen großen Reichtum zugesteht, gibt ihnen Macht über ihre Mitmenschen, legt das Schicksal des Gemeinwesens in deren Hände und erlaubt ihnen zu viel Einfluss auf die Politik. Das ist nicht nur nicht sozial, das ist auch das Gegenteil von liberal. Und leider bereits Realität.

So extrem, wie es in den USA ist, zeigt sich das Verhältnis zwischen Reich und Arm in Deutschland zwar nirgends, aber der Trend ist auch hier zu spüren. Das zeigen wir im zweiten Teil des Buches. Bereits heute besitzt ein Prozent der Bevölkerung in Deutschland ein Drittel des Vermögens. Das ist so viel, wie die unteren 90 Prozent zusammen besitzen. Und inzwischen arbeitet jeder vierte Arbeitnehmer in Deutschland für einen Niedriglohn.

Wer über soziale Gerechtigkeit sprechen will, bekommt schnell den Vorwurf zu hören, „Verteilungskämpfe künstlich zu produzieren“ (Arbeitgeberpräsident Ingo Kramer). Doch was heißt hier „künstliche Verteilungskämpfe“? Wenn reiche Erben sagen, dass sie sich mit dem geerbten Reichtum nicht wohlfühlen, wenn die Bildungschan-

cen immer noch vom Wohlstand einer Familie abhängen, wenn Investmentbanker leicht in wenigen Monaten mehr Geld verdienen, als ein Handwerker in seinem ganzen Berufsleben – kann dann tatsächlich die Rede von „künstlichen Verteilungskämpfen“ sein?

Der Internationale Währungsfonds (IWF), die Industrieländerorganisation OECD und sogar die Ratingagentur S&P warnen vor zu viel Ungleichheit. Was also tun? In einem Punkt sind sich Oben und Unten, sind sich Reich und Arm, Arbeitgeber und Arbeitnehmer einig: Die Chancengleichheit muss verbessert werden. Industrie-Präsident Ulrich Grillo drückt es so aus: „Die Priorität muss eine Gesellschaft mit Chancengerechtigkeit sein, damit jeder Chancen erhält und sie nutzen kann.“

Und was folgt daraus? Wir zeigen in diesem Buch: Wer das liberale Versprechen einlösen möchte, dass jeder seine faire Chance bekommt – und das heißt in einer modernen Gesellschaft nicht nur eine Startchance, sondern immer neue Chancen ein Leben lang – der kommt am sozialen Ausgleich nicht vorbei. Das ist den Reichen gegenüber nicht ungerecht. Denn was häufig vergessen wird, ist ja, dass die großen Vermögen von vielen Menschen erarbeitet worden sind, die auf diesem Weg etwas von ihrer Arbeitsleistung zurückbekommen. Deshalb darf auch ungeniert die Frage gestellt werden, wie wir mit den großen Erbschaften in diesem Land umgehen wollen.

Zudem führt Solidarität im Inneren gleichzeitig zu mehr Verantwortung und Solidarität im Äußeren. Denn soziale Verwerfungen in den entwickelten Staaten wirken sich auch auf deren Außenpolitik aus, sie können über Krieg und Frieden anderswo auf der Welt entscheiden.

Wie wir solidarischer handeln könnten, davon handelt der dritte Teil des Buches. Wir fragen, wie sich der Kreislauf der Chancenlosigkeit durchbrechen lässt, und machen uns Gedanken, wie eine gerechtere Wirtschaft aussehen könnte. Andere Länder zeigen, warum sich mehr Gerechtigkeit und mehr Gleichheit lohnen. Die Dänen zum Beispiel sind nicht nur gleicher als viele andere Völker, sie sind auch glücklicher. Das müsste das eigentliche Ziel von guter Politik sein: glückliche Menschen.

Diesem Ziel ist dieses Buch gewidmet, mit vielen Fakten, Argumenten und Ideen, die helfen, ihm näherzukommen. Es wäre nicht

entstanden ohne die Leserinnen und Leser der Frankfurter Rundschau. Die ersten Texte unserer Gerechtigkeitsserie waren gerade erschienen, da gingen bereits Anrufe und E-Mails mit der immer gleichen Frage ein: Ist ein Buch geplant?

Nein, zunächst war kein Buch geplant. Aber weil die Frage sich wiederholte und auch das Lob für die Serie, wurde uns klar, dass wir die Debatte über Gerechtigkeit nicht nur in der Zeitung führen müssen. Deutschland braucht diese Debatte.

*Bascha Mika,
Arnd Festerling
Frankfurt, im April 2015*

I.
Der (un-)gerechte
Mensch

„Geld und Geldgewinne
aktivieren das Beloh-
nungssystem besonders
gut und schalten den
,vernünftigen‘ Teil des
Gehirns aus.“

Auf der Suche nach dem Gerechtigkeitsgen

Von Pamela Dörhöfer

Wenn wir sehen, wie ein Mensch sich verletzt, leiden wir mit, wir können nachempfinden, welchen Schmerz der andere fühlt. Sehen wir in einem Film eine traurige Szene, den herzzerreißenden Abschied zweier Liebender oder den Tod des Helden, so berührt uns das trotz des Wissens um die Fiktion; bei sensiblen Gemütern fließen sogar die Tränen. Und – wer kennt es nicht: Lachen kann ebenso ansteckend sein wie Gähnen.

Menschen spüren Mitgefühl, schon kleine Kinder sind dazu in der Lage: Die Empathie scheint Homo sapiens in die Wiege gelegt. Bahnt uns diese Fähigkeit automatisch den Weg zu moralischen Wesen, ist uns Gerechtigkeitsinn angeboren? So einfach ist das nicht, sagt Simon Eickhoff, Professor für Kognitive Neurowissenschaften an der Heinrich-Heine-Universität in Düsseldorf und dem Forschungszentrum Jülich. „Empathie, Moral, Gerechtigkeit – sie alle haben etwas miteinander zu tun, sind aber doch verschiedene Dinge.“

Wobei der Hirnforscher den Begriff der Gerechtigkeit im Zusammenhang mit menschlichen Anlagen etwas problematisch findet: „Gerechtigkeit ist abstrakt und normenbedingt, sie ist letztendlich Auslegungssache.“ Fairness als Teil dessen, was man unter Gerechtigkeit verstehen kann, hätten Menschen aber sehr früh gelernt; sie habe ihnen den einzigartigen Fortschritt in der Evolution mit geebnet: „Fairness bedeutet, sich eine Beute zu teilen, die man zusammen erlegt hat. Das unterscheidet den Homo sapiens selbst von seinen nächsten Verwandten, den Menschenaffen. Dort nehmen sich die Stärksten die besten Brocken. Die Rangniedrigsten können sehen, wo sie bleiben.“

Zu gewissen Formen von Mitgefühl sind unsere nächsten Verwandten jedoch wahrscheinlich fähig. Die dafür vermutlich hauptverantwortlichen Nervenzellen, die Spiegelneuronen, wurden 1992 sogar erstmals bei Makaken beschrieben. Im Gehirn von Primaten (zu denen die Menschen gehören) reagieren diese Nervenzellen sowohl bei

eigenen Handlungen als auch dann, wenn man jemand bei derselben Handlung beobachtet. Sie „spiegeln“ somit Beobachtungen im eigenen neuronalen System, sie liefern einen „einzigartigen Zugang zum Innenleben anderer“, erklärt Simon Eickhoff. Diese speziellen Nervenzellen reagieren dabei so, als wäre man an einem Geschehen aktiv beteiligt und würde nicht nur zusehen.

Spiegelneuronen sind nach aktuellem Stand der Wissenschaft von Geburt an im menschlichen Gehirn angelegt; bereits Säuglinge sind in der Lage, Handlungen ihrer Eltern zu erkennen, zu imitieren und somit an deren Gefühlswelt teilzuhaben. Damit sie sich weiterentwickeln, brauchen die Spiegelneuronen Bezugspersonen. Aktuell geht die Forschung davon aus, dass sie zwischen dem dritten und vierten Lebensjahr voll ausgebildet sind.

Auch mehr als 20 Jahre nach ihrer Entdeckung gibt es indes noch immer viele offene Fragen zur Funktion dieser Zellen. „Es gab eine Phase, da mussten sie für alles herhalten: für Imitation und Intuition, das Lesen und Lernen bis hin zum Gerechtigkeitsempfinden. Inzwischen wird ihre Rolle aber zurückhaltender interpretiert“, sagt Simon Eickhoff. Der Hirnforscher geht nicht davon aus, dass die Fähigkeit zum Nachempfinden zugleich auch moralisch gerechtes Handeln bewirkt. Das müsste sonst auch für die Menschenaffen gelten. „Die Spiegelneuronen sind wahrscheinlich ein wichtiger Bestandteil unseres sozialen Gehirns, aber eben nur ein Baustein.“

Was aber sonst versetzt Menschen letztlich in die Lage, fair und unfair, moralisch und unmoralisch oder eben auch gerecht und ungerecht zu unterscheiden? Wenn wir Situationen beurteilen und unser eigenes Handeln darauf abstellen, gehe das nicht allein und vermutlich auch nicht in erster Linie auf die Spiegelneuronen zurück, sagt Eickhoff. Es hat vor allem auch mit einer Fähigkeit zu tun, die Wissenschaftler als „Theory of Mind“ bezeichnen. Diese beschreibt die menschliche Gabe, sich in einen anderen hineinzusetzen, dessen Perspektive einzunehmen. „Man kann nachvollziehen, was man sieht, kann einschätzen, was jemand denkt, welche Absichten er hat. Das ist eine wichtige Abgrenzung zur Empathie, die gefühlsmäßiges Nachempfinden ermöglicht“, sagt Eickhoff.

„Theory of Mind“ bedeutet auch, die Ansichten anderer von den eigenen unterscheiden zu können. Diese Fähigkeiten entwickeln Kin-

der etwa ab dem vierten Lebensjahr, sie bilden sich im Laufe des Lebens immer stärker aus. Hirnschädigungen und bestimmte psychische Erkrankungen können diese Funktionen stören. Während die Spiegelneuronen einen „schnellen, intuitiven, aber unpräziseren Zugang“ zur Welt der Gefühle, Intentionen und Gedanken anderer ermöglichten, eröffne ihn die „Theory of Mind“ „langsamer, abstrakter, aber genauer“, erklärt Simon Eickhoff.

Dass die „Theory of Mind“ stärker als die Empathie an moralischen Einschätzungen beteiligt ist, haben mehrere Studien ergeben. Dabei wurden die Teilnehmer mit verschiedenen Situationen konfrontiert und anschließend gefragt: Darf man das, ist das richtig, wie sollte sich die Person entscheiden? „Es zeigte sich, dass die Hirnaktivität sich bei diesen Prozessen sehr stark mit der Aktivität überlappt, die man bei der ‚Theory of Mind‘ findet – und sehr viel weniger mit dem Geschehen, das bei Empathie zu beobachten ist“, sagt der Düsseldorfer Wissenschaftler. Vieles deute darauf hin, dass Moral eher ein rationales, kognitives Konstrukt sei. Dieser Annahme stehe indes entgegen, dass Patienten mit Demenz, deren rationale Urteilsfindung stark beeinträchtigt ist, in ihrem Handeln trotzdem oft moralischen Grundsätzen folgen können. Letztlich, so der Hirnforscher, sei noch offen, in welcher Weise bei moralischem – oder auch als gerecht empfundenem – Handeln „Theory of Mind“ und Empathie zusammenspielen.

Bekannt ist, dass an diesen Prozessen mehrere Hirnregionen beteiligt sind. Ein spezielles Areal, das für Mitgefühl, die Fähigkeit zum Perspektivwechsel und moralisches Handeln zuständig wäre, existiert nicht. Jedoch, so Eickhoff, gebe es einige „Hotspots“ sozialer Kognition, die bei der Interaktion mit anderen Menschen eine wichtige Rolle spielen. Der dorsomediale präfrontale Kortex ist einer davon, ein Teil des an der Stirnseite sitzenden Frontallappens der Großhirnrinde. Dort würden unter anderem Urteile gefällt, Entscheidungen vorbereitet, andere Menschen bewertet: „Zum Beispiel, wie vertrauenswürdig oder attraktiv man jemand findet“.

Die Fähigkeit, verschiedene Perspektiven einzunehmen wiederum ist im temporoparietalen Übergang angesiedelt, einer seitlichen Region nahe der Schläfe. Aber auch jene Areale, in denen das autobiografische Gedächtnis sitzt, trügen ihren Teil dazu bei, wie

Menschen Situationen einschätzen und als Reaktion darauf selbst handeln.

Jeglichen Versuchen, moralische Urteile im Gehirn zu lokalisieren und zu verfolgen, seien allerdings Grenzen gesetzt, räumt der Neurowissenschaftler ein: So lasse sich echte Empathie oder moralisches Handeln im Experiment nur schwer untersuchen. „Die Teilnehmer wissen, dass es ein Test ist, dass sie sich nicht tatsächlich in der Situation befinden. Was passiert, hat für sie nicht wirklich eine Bedeutung. Das ist etwas völlig anderes, als wenn es sie selbst betreffen würde. Das ist ein Problem aller Studien im Bereich der sozialen Neurowissenschaften.“ Wenn es um Themen wie Fairness oder Moral gehe, sei es deshalb eine Möglichkeit, die Probanden um echtes Geld spielen zu lassen: „Das schafft dann eine größere Relevanz.“

Versuchsanordnungen, in denen das Verhalten der Teilnehmer in einer Art Rollenspiel untersucht wird, seien hingegen mit größter Vorsicht zu genießen, sagt Eickhoff und verweist auf das berühmte Stanford Prison Experiment von 1971, bei dem die Probanden in Wächter und Gefangene eingeteilt wurden. Weil die Situation eskalierte, musste es abgebrochen werden. Aus dem teils sadistischen Verhalten einiger Männer, die sich in der Machtposition der Wächter befanden, Rückschlüsse auf allgemein menschliche Eigenschaften zu ziehen, hält der Düsseldorfer Wissenschaftler für unzulässig: „Es kann sein, dass die Teilnehmer Stereotype auslebten, von denen sie glaubten, dass sie erwartet würden. Oder dass der Versuchsleiter das Experiment unbewusst beeinflusst hat. Letztendlich ist es auch möglich, dass sich von vornherein Probanden mit schwierigen Persönlichkeitszügen gemeldet haben.“

Hielte man es für wissenschaftlich seriös, so würde das Stanford Prison Experiment wenig Schmeichelhaftes über menschliches Miteinander offenbaren. Mitgefühl, Moral, Fairness – das alles könnte das Recht des Stärkeren dann sehr schnell verdrängen. Dass auch die menschliche Evolution alleine auf das Ziel der natürlichen Auslese der Stärksten ausgerichtet sei, haben viele Forscher im Gefolge von Charles Darwin lange geglaubt. Die Mehrheit der Wissenschaftler teilt heute diese Sicht nicht mehr.

Fakt ist: Die weitaus meisten Menschen kennen Mitgefühl und Fairness und treffen moralische Urteile, wie auch immer diese indivi-

duell ausfallen mögen. Viele Forscher gehen zudem davon aus, dass es natürliche Schranken gibt, anderen Menschen Gewalt anzutun. Doch ob uns das alles angeboren ist? Selbst wenn davon auszugehen ist, dass „Theory of Mind“ und Spiegelneuronen die Grundlagen liefern und auch beteiligte Hirnregionen bekannt sind: „Es lässt sich nicht klar beantworten“, sagt Simon Eickhoff.

Denn unser Gehirn kommt keineswegs „fertig“ auf die Welt: Wir werden vom Tag unserer Geburt an durch Bezugspersonen geprägt und sind auf deren Zuwendung angewiesen. Das, was wir von frühester Kindheit an erleben, jede Erfahrung beeinflusst die weitere Entwicklung dieses so zentralen Organs ein Leben lang. „Das Gehirn ist darauf ausgerichtet, aus der Umwelt zu lernen und sich optimal an seine Anforderungen anzupassen“, sagt der Forscher: „Einen von äußerer Prägung freien Urzustand des Gehirns kann es nicht geben.“

Wie das Hirn Fairness steuert

Von Pamela Dörhöfer

Menschen lernen früh, sich fair zu verhalten – diese Ansicht vertreten heute die meisten Forscher. Bereits unsere Vorfahren lebten in Gemeinschaften, teilten sich Aufgaben, die im Team gejagte Beute und die von anderen Mitgliedern der Gruppe gesammelte Nahrung. Vermutlich war es eine der wichtigsten Fähigkeiten der Gattung Homo, die wesentlich zur Entwicklung unserer Spezies beitrug und auch in der Gegenwart heute eine Grundvoraussetzung für unser Zusammenleben darstellt.

Die Anlage zu fairem Verhalten scheint den Menschen angeboren zu sein, so der aktuelle Stand der Wissenschaft. Eine Hirnregion, die eine wichtige Rolle dabei spielt, ist der dorsolaterale präfrontale Kortex im Stirnlappen. Wissenschaftler der Universitäten Bonn und Maastricht haben nun in einem Experiment nachgewiesen, dass ein direkter Zusammenhang zwischen der Funktion dieses Areals und dem Einhalten sozialer Normen besteht. Dafür nutzten sie die Transkranielle Magnetstimulation, eine Technologie, bei der mit Hilfe starker Magnetfelder Bereiche des Gehirns stimuliert oder gehemmt werden können. In diesem Fall unterdrückten die Wissenschaftler bei den Versuchsteilnehmern die Aktivität dieser Hirnstruktur – und lösten mit dieser Manipulation bei den Probanden prompt unfaires Verhalten aus.

„Diese Gehirnregion ist für die Selbstkontrolle verantwortlich“, erklärt Sabrina Strang, Mitarbeiterin von Professor Bernd Weber am Center for Economics and Neuroscience der Universität Bonn: „Davon brauchen wir ein gehöriges Maß, um unsere eigennützigen Impulse zurückzudrängen.“ Denn auch das ist bekannt: Menschen sind eher bereit zu teilen, wenn ihnen ansonsten Sanktionen drohen: „Bei Kindern ist die Bereitschaft viel größer, Süßigkeiten zu teilen, wenn ihnen als Strafe angedroht wird, die Leckereien ganz weggenommen zu bekommen“, führt Sabrina Strang aus. Und das verhalte sich auch bei Erwachsenen nicht anders.

Diese Erkenntnisse nutzten die Forscher als Basis eines „Diktator-Spiels“ im Labor der Universität Maastricht. 17 von insgesamt 77

Teilnehmern schlüpften dabei in die Rolle der Diktatoren. Sie durften frei entscheiden, welchen Anteil eines vorher festgelegten Geldbetrages sie mit ihren Mitspielern teilen wollten.

Diese Situation ließen die Wissenschaftler in zwei Varianten durchspielen: In einer Version mussten die Geldempfänger hinnehmen, welche Entscheidung die Diktatoren trafen. In der zweiten Variante hatten sie dagegen die Möglichkeit, die Herrschenden zu bestrafen: Fiel der Betrag ihrer Ansicht nach zu gering aus, konnten sie den Diktatoren eine Geldstrafe auferlegen. Die Folge: Mussten letztere keine Sanktionen befürchten, so waren sie deutlich knausriger, als wenn die Empfänger sie für ihren Geiz bestrafen konnten.

Wie nun die Gehirnfunktion ins Spiel kommt? Kurz vor Beginn des Experiments schalteten die Forscher den dorsolateralen präfrontalen Kortex mit Hilfe der Transkraniellen Magnetstimulation kurzfristig aus. Das funktionierte, indem mit einer Spule von außen durch die Schädeldecke der Teilnehmer hindurch ein Magnetfeld erzeugt wird, das wiederum die Aktivität bestimmter Hirnregionen hemmen kann: „Diese Methode ist für die Testpersonen ungefährlich und nach wenigen Minuten reversibel“, versichert Sabrina Strang.

Das Ergebnis: War bei den Diktatoren diese Region gehemmt, so handelten sie beim Verteilen der Geldbeträge egoistischer und waren auch schlechter darin, ihr Verhalten den drohenden Sanktionen anzupassen. „Obwohl die Probanden genau wussten, dass ihr unfaires Verhalten zu einer Geldstrafe führen würde, konnten sie offensichtlich aufgrund der eingeschränkten Aktivität der Hirnstruktur nicht mit angemessenen Strategien reagieren“, erklärt Weber. Es sei „ganz erstaunlich, dass ein solch komplexes Verhalten möglicherweise auf eine einzige Gehirnstruktur zurückzuführen“ sei. Auf jeden Fall sei der dorsolaterale präfrontale Kortex ein Schlüssel dazu: „Es gibt allerdings noch keine Möglichkeit, die Gehirnstruktur bei einer Unterfunktion langfristig zu steigern, um faires Verhalten zu befördern“, sagt Weber.

Moral entwickelt sich ein Leben lang

Ein Gastbeitrag von Werner Stangl

Unter Moral versteht man die Übereinstimmung des Verhaltens eines Menschen mit sozial vorgegebenen Erwartungen und Normen, wobei diese im Laufe des Lebens erlernt werden müssen. Solche Normen sind später Grundbausteine für das moralische Verhalten eines Menschen, wobei diese Rechte und Pflichten sowie Gebote und Verbote umfassen. Viele Normen entstammen kulturellen, oft religiösen Traditionen einer Gemeinschaft. Moralische Normen können daher mit kulturell vorherrschenden Erwartungen gleichgesetzt werden, wobei der Einzelne den Erwartungen gerecht werden möchte und daher versucht, negative interne (schlechtes Gewissen) oder externe Sanktionen (Strafen) zu vermeiden. Auch wird erwartet, dass ein Mensch auch dann den Regeln gemäß handelt, wenn er die Neigung spürt, diese zu übertreten, auch wenn weder eine Überwachung vorhanden ist noch Strafen zu fürchten sind.

Daher ist auch der Aspekt des Schuldgefühls wichtig, das heißt, dass nach der Verletzung von Normen selbstbestrafende Empfindungen wie Reue und Angst auftreten. Aus diesem Lernprozess folgt schließlich auch, dass ein Mensch nicht nur Urteile über eigenes, sondern auch fremdes Verhalten fällen kann.

Zusätzlich spielt Freiheit eine entscheidende Rolle, wenn es darum geht, Handlungen eines Menschen als moralisch zu bewerten. In Gesellschaften, in denen Moralität gleichgesetzt wird mit strikter, nicht hinterfragbarer Anpassung an Normen, fehlt jede Möglichkeit, zwischen wichtigen und unwichtigen Normen zu unterscheiden, so dass Gebote wie „Du sollst nicht töten“ den gleichen Rang wie Kleiderregeln haben.

Obwohl Gerechtigkeit sich als Prinzip einer ausgleichenden Ordnung in allen Kulturen finden lässt, basiert diese weniger auf moralischen Normen, sondern ist der Verantwortung untergeordnet, die mit sozialer und moralischer Kompetenz einhergeht. Was als gerecht empfunden wird, verändert sich im Laufe der Entwicklung, wobei

diese auf einem zweistufigen Lernprozess basiert: Der erste Schritt ist der frühe und allgemeine Erwerb moralischen Wissens, der zweite ist der langsamere, mühevollere Prozess des Aufbaus einer moralischen Motivation. Dieser zweite Lernprozess wird von Kindern in unterschiedlicher Art und Weise durchlaufen. Manche entwickeln eine tief verankerte und umfassende moralische Motivation, manche ein eher oberflächliches und eng umgrenztes Engagement. Kinder unterscheiden sich daher in Entwicklungsgeschwindigkeit, Intensität und Inhalt ihrer moralischen Motivation. Moralische Entwicklung ist letztlich ein lebenslanger Prozess, wobei die kindlichen und jugendlichen Lernprozesse für die spätere Entwicklung von zentraler Bedeutung sind.

Zunächst muss man von einer Abfolge von Entwicklungsschritten ausgehen, die mit der geistigen Entwicklung einhergehen. Die meisten basieren auf den drei Stufen Jean Piagets. Er unterschied zwischen einem einfachen moralischen Realismus (Was nicht bestraft wird, ist erlaubt. Was bestraft wird, ist verboten), einer fremdbestimmten Moral (Was andere Personen gutheißen beziehungsweise vormachen, ist erlaubt. Was andere Personen nicht gutheißen, ist verboten) und schließlich einer selbstbestimmten Moral, die unabhängig von anderen ist, wobei man sich an allgemeinen ethischen Prinzipien orientiert, wie etwa dem kategorischen Imperativ.

Es ist problematisch, genaue Altersangaben zu den einzelnen Stufen zu machen, doch mit dem Abschluss der Adoleszenz sollten die in der jeweiligen Kultur gültigen Normen verinnerlicht sein. Aber es gibt bekanntlich auch Menschen, die auf Dauer moralisches Desinteresse zeigen.

Zahlreiche moralische Normen sind kulturspezifisch, denn so können in den westlichen Kulturen Kinder im Alter zwischen zweieinhalb und fünf Jahren meist gut zwischen moralischen Regeln, die auf dem Verständnis von Gerechtigkeit beruhen und sich damit egoistischer Willkür entziehen, und Konventionen, die nur bei Zugeständnis aller Beteiligten geändert werden dürfen, unterscheiden. So akzeptieren Kinder etwa das Essen mit den Fingern, wenn alle Beteiligten damit einverstanden sind, verneinen aber das Schlagen anderer Menschen, auch wenn es nicht verboten wäre. Hingegen sehen indische Hindu-Kinder das Schlagen der „ungehorsamen“ Ehepartnerin nicht

als moralisch verwerflich an. In Korea wird selbst das nicht herzliche Grüßen der Eltern, das tief in ihrer Tradition verwurzelt ist, als unmoralisch angesehen.

Individualistische Kulturen wie die westlichen Kulturen werden durch die moralischen Rechte auf Selbstbestimmung sowie individuelle Freiheiten gekennzeichnet, was sich auch in der Bedeutung von Verträgen und Konventionen widerspiegelt. Im Gegensatz dazu sind kollektivistische Kulturen, wie jene in Asien, dem mittleren Osten, Afrika und Lateinamerika, durch eine gegenseitige Abhängigkeit sowie die Verpflichtung gegenüber der Gemeinschaft geprägt.

Diese Unterschiede in den Kulturen begründen daher auch Unterschiede in den moralischen Normen. Während westlich orientierte Kinder und Jugendliche das Stehlen eines Zugtickets, um rechtzeitig zu einer Hochzeit zu gelangen, bei der man den Ehering dem Brautpaar überreichen muss, als moralisch falsch einstufen, bejahen indische Kinder und Jugendliche einen solchen Diebstahl, da sie das Wohlergehen der Gemeinschaft stärker gewichten.

Der Mensch kennt bekanntlich so etwas wie eine doppelte Moral: Was für mich gilt, muss noch lange nicht für Menschen gelten, die nicht meiner Gruppe angehören. So unterscheidet sich zum Beispiel das Völkerrecht vom allgemeinen Recht. Man kann in den meisten Kulturen eher dann Hilfsbereitschaft beobachten, wenn es um die eigene Familie oder Freunde geht. Je fremder ein Mensch ist, desto weniger Hilfe kann er meist erwarten. Das bedeutet, dass etwa allgemeinverbindliche Menschenrechte eher naturfern sind und somit durch menschliche Verantwortlichkeit eingehalten werden müssen, um solche wohl biologisch verankerten Prinzipien zu überwinden.

Um die Herkunft von moralischen Verhaltensweisen zu bestimmen, muss man sich erst einmal klar machen, wodurch sie sich eigentlich auszeichnen. Moralisches Handeln setzt absichtliches Agieren, eine freie Entscheidungsmöglichkeit zwischen verschiedenen Handlungsalternativen, die Möglichkeit der Abschätzung der eigenen Folgen und die Wahrnehmung einer personalen Identität in Bezug auf sich selbst und auf andere voraus. Erst wenn diese Bedingungen erfüllt sind, kann man von moralischem Handeln sprechen. Erst das soziale Umfeld eines Menschen setzt allgemeingültige Verhaltensregeln, die bei Verstoß mit Sanktionen belegt werden können.

In Tierversuchen mit Primaten konnte gezeigt werden, dass schon diese einen Sinn für Gerechtigkeit entwickeln, was aber auch damit zusammenhängen dürfte, dass solche instinktgeleiteten Verhaltensweisen evolutionär sinnvoll sein können, sofern sie der Art einen Überlebensvorteil verschaffen.

Übrigens hat Friedrich Nietzsche trefflich formuliert: Moralische Entrüstung besteht in den meisten Fällen nur zu zwei Prozent aus Moral, 48 Prozent aus Hemmung und 50 Prozent aus Neid.

Werner Stangl ist Psychologe und war bis zu seinem Ruhestand im Jahr 2012 Assistenzprofessor am Institut für Pädagogik und Psychologie der Johannes Kepler Universität Linz.